

## Die Welt, wie sie ihm gefällt

*Der 34-jährige Münchner Phil Herold macht 3D-Kunst und steht mit Snoop Dogg auf der Bühne. Außerdem leidet er an einer unheilbaren Muskellähmung. Aber ihm ist das egal.*

Von Tobias Moorstedt, NEON, 01.01.2015

Phil Herold ist ein bisschen großenwahnsinnig. Das ist gut. Er wäre sonst vermutlich schon lange tot. Plant der 34-jährige Künstler ein neues Projekt, fallen meist Stichworte wie »New York«, »ein paar Millionen Euro« und »mein Freund Mick Jagger«. In die Lehne seines Stuhls hat er die Initialen »PH« einprägen lassen, die dank LEDs bunt leuchten grünrotblaugelbgrünrot, könnt ihr mich sehen? Auf der Baseballkappe steht: »I am the greatest«. Wenn man ihm sagt, dass man sich selbst ja nie trauen würde, die Mützenmessage aufzusetzen, kichert er, sagt dann: »Das liegt wahrscheinlich daran, dass du eine Pussy bist.«

Es gibt zwei Möglichkeiten, die Geschichte von Phil Herold zu erzählen:

Phil Herold ist ein international bekannter Künstler, seine Bilder hängen in den Häusern von Mick Jagger, Franz Beckenbauer und Snoop Dogg mit dem Rapper war er schon oft auf Tour. Er hat knapp 150 000 Facebook-Freunde. Er ist ein Star.

Oder: Phil Herold leidet seit frühester Kindheit an spinaler Muskelatrophie Typ II, einer Muskellähmung. Er liegt im Rollstuhl, kann nur einen Finger bewegen und wird sechzehn Stunden am Tag künstlich beatmet. Er lebt.

Beide Geschichten sind wahr.

Phil Herold, 34 Jahre, geborener Münchner, trägt Baggy Jeans, Sneakers und hat sich die blonden, dünnen Haare zum Zopf binden lassen. Auf seinen Fingerknöcheln stehen die Worte »Born Wild« und »Live Now«. Insgesamt hat er etwa dreißig Tattoos

auf dem Oberkörper und den Armen, die so dünn sind, dass man sich wundert, dass die Tätowiernadel nicht auf der anderen Seite wieder rauskommt. Phil steht auf große Worte. Action! Gangsta-HipHop! Rock 'n' rollstuhl! »Ich leb nur einmal«, sagt er, »und so, wie ich lebe, ist einmal dann auch genug.« Damit meint er seltsamerweise nicht: Jeden Morgen von den Pflegern aus dem Bett gehoben und gewaschen zu werden, nur noch einen Finger bewegen und nicht alleine atmen zu können, zu spüren, wie die Muskel- und Nervenzellen immer weiter verschwinden, zu wissen, dass das so weitergeht und er irgendwann nicht mehr alleine schlucken wird können und dass künstliche Ernährung dann ein Thema wird, »achtzig Jahre werde ich sicher nicht alt«. Er meint, dass er in den Jahren, die ihm bleiben, einfach alles abarbeitet, was er je machen wollte.

Die meisten Menschen mit spinaler Muskelatrophie Typ II sterben in der Kindheit an einer Lungenentzündung, und wenn nicht, leben sie später in Pflegeheimen. Phil Herold macht Computerkunst, die aussieht, als hätte Jeff Koons einen »Star Wars«-Filmset entworfen, quietschbunt, futuristisch, beunruhigend glatt. Er fliegt regelmäßig nach New York und Los Angeles, pflegt Kontakt zu Superstars wie Leo DiCaprio und arbeitet als Motivationscoach. Die Geschichte von Phil Herold zeigt, wie man eine Krankheit mit Willen und Größenwahn, einer starken Familie und moderner Technik in Schach hält. Die Geschichte zeigt auch, wie schwer das ist.

Seit Juli 2013 betreibt Phil Herold die Galerie The Studio im Münchner Glockenbachviertel. Eine gute Adresse: In der Nachbarschaft gibt es vegane Restaurants, Modeateliers und, direkt nebenan, eine Eisdiele, die Geschmackssorten wie »Chai Latte« anbieten. Durch das große Schaufenster kann man ihm beim Arbeiten zuschauen: Phil sitzt im Rollstuhl vor einem großen Computerbildschirm, der via Bluetooth mit dem Steuerungsmodul auf der Lehne seines Rollstuhls verbunden ist. Den kleinen Joystick, den er mit minimalen Fingerbewegungen steuert, die ihm noch möglich sind, hat er mit einer kleinen Discokugel dekoriert. Darüber steuert er die Computermaus, bedient sein Smartphone und steuert den Rollstuhl. Oder er öffnet eben das Programm Photoshop und erstellt ein neues Dokument. Auf dem Bildschirm erscheint eine graue Fläche, totale Leere. Mit einem Klick setzt er einen Quader auf die leere Fläche, den er dann bearbeiten kann. Pull-down-Menüs, Doppelklicks,

Strg+Z so entsteht seine Kunst. »Ich trage die Ideen in meinem Kopf herum«, sagt er, »aber irgendwann muss man sie rauslassen, sonst verbrennt man«. Phil benutzt Programme, die »Skylab« oder »Sky and Fog Editor« heißen, und macht eine Art Cyberspace-Landschaftsmalerei. »Ich zeige eine Welt, in der ich gerne leben möchte«, sagt er. Eine Welt ohne Schwerkraft und Krankheiten, die Muskeln fressen und ohne Passkontrollen und Dispokredit und Tempokontrollen und die ganze Kleingeistigkeit da draußen.

An diesem Frühjahrstag in seiner Galerie ist Phil unruhig. Eine geplante USA-Reise verzögert sich, die Bauarbeiten am neuen Atelier machen Probleme, und er streitet sich mit einem Filmteam herum, das eine Dokumentation über seine Kunst und die Freundschaft zum Rapper Snoop Dogg drehen will. »Ich hasse es, zu warten«, sagt Phil Herold, »dann mache ich den Film halt selber.« Als Regisseur hätte er gerne Oliver Stone oder Spike Lee. Er sei mit den Herren gut befreundet. Das ist dann wieder so ein Moment, in dem man sich fragt: Kann das sein? Oder ist das ein Traum? Dann denkt man: Auch egal, wäre doch schön, in einer Welt zu leben, in der alles möglich ist.

Was die Presse über Phil Herold schreibt: »Mit dem Rollstuhl in die Welt der Pop-Stars«, »Auf Du und Du mit den Rolling Stones«, »Kreativer ›Krüppel‹«, »Leonardo DiCaprio ist Phils Kumpel«, »Phil feiert mit Freunden in Hollywood«. Der erste Zeitungsartikel über Phil Herold aber erscheint im Herbst 1982. Phil ist zwei Jahre alt, als die Zeitschrift ELTERN seine Familie für die Rubrik »Das behinderte Kind« besucht. Die Autorin beschreibt einen Zweijährigen, der in seinem Leben nie auf eigene Beinen stehen und die »Umwelt nicht Schritt für Schritt erobern« wird, notiert jedoch erstaunt, dass das Kleinkind vollständige Sätze bildet und Erwachsenen selbstbewusst ins Wort fällt. »Wie haben es die Eltern geschafft, dass er geistig so weit voran ist?«, fragt sie sich. Neben dem Artikel ist der Bauplan einer »Spielplattform« abgedruckt, die sein Vater konstruiert hatte, damit Phil im Sandkasten buddeln kann: ein Holzbrett, vier Rollen, ein paar Rohre, Schwenkachsen, Flügelschrauben und eine Stirnauflage aus Schaumstoff. Phil lag bäuchlings auf dem Brett, konnte die Arme frei bewegen und die Welt so auf vier Rädern erkunden, langsam zwar, mit Mühen, ja, aber es ging.

Dreißig Jahre später sitzen Gerhard und Monika Herold in ihrem Wohnzimmer im niederbayerischen Dorf Tann, wohin die Familie in den frühen 80ern gezogen war. Draußen zieht der Abendnebel auf, der Kachelofen knistert, auf dem Tisch liegt das Familienalbum voller Fotos, Souvenirs, Andenken, Zettelchen und Zeitungsartikel das eigentlich aber auch ein Geschichtsbuch der deutschen Inklusionspolitik seit 1980 ist. Gerhard Herold sagt: »Wir hatten immer nur ein Motto: Phil sollte das Gleiche tun können wie alle anderen.« Das klingt gut, das ist einfach gesagt, »aber wir waren damals Pioniere«, erzählt Gerhard Herold, »Wörter wie ›Barrierefreiheit‹ waren noch gar nicht erfunden«. Das Fotoalbum ist voll mit kleinen Erfindungen wie der »Spielplattform«. Weil die Krankenversicherung Mitte der 80er Jahre keinen Rollstuhl für Kinder unter drei Jahren bewilligte, montierte Gerhard Herold einen Elektromotor an ein Kettcar. Und weil Phil nicht die nötige Kraft hatte, den Abzug einer Spritzpistole zu betätigen, aber bei den Wasserschlachten im Freibad mitmachen wollte, installierte sein Vater einen Tank und eine elektrisch betriebene Autospritzdüse an seinem Rollstuhl. »Das war die leistungsstärkste Wasserpistole weit und breit«, sagt Gerhard Herold. Phil bekam wenig später deshalb Hausverbot im Freibad Rollstühle und Wassermaschinenpistolen waren nicht vorgesehen.

Mit dem Aufzug gelangt man in den Keller. Die Einliegerwohnung von Phil hat sieben Zimmer und sieht aus, als erwarte er gleich die Filmcrew von »MTV Cribs«. An der Wand hängen ein riesiger Flatscreen und ein halbes Dutzend Gibson-Gitarren, die von Eric Clapton, den Rolling Stones und den Foo Fighters signiert wurden. Auf einem Silbertablett am Boden stehen große Edelschnapsflaschen wie »Grey Goose« (Wodka) und »1800« (Tequila). Das Bad ist mit schwarzen Glitzerkacheln verkleidet. Es gibt einen Whirlpool. Nur eine niedrige Krankenliege und eine Urinflasche, die unter der Spüle liegt, erinnern daran, dass dies kein flashy Designhotel in Hollywood ist.

Eine junge Frau betritt den Raum, sie hat gerade geduscht und noch feuchte Haare. Sabrina ist eine Künstlerin, die in Amerika lebt. Phil hatte sie vor Kurzem in seinem Münchner Atelier kennengelernt und zu einer Landpartie eingeladen, »und jetzt ist sie immer noch da«, sagt er, »das ist ganz schön«. Die beiden wollen bald ein gemeinsames Projekt starten.

Phil ist nicht besonders gerne auf dem Land. »Ich kann hier nicht einfach vor die Tür gehen, muss immer ein Auto und einen Fahrer haben.« Die endlose Hügellandschaft, der dunkle Wald, an dessen Rand das Haus steht, sie sind für ihn kein Freizeitfaktor, sondern ein Hindernis. »Ich war in meiner Jugend viel alleine«, sagt er, »ich konnte mich ja nicht einfach aufs Mofa setzen. Und in die Kellerclubs der Gegend kam ich mit dem Rollstuhl nicht rein.« Er blieb also zu Hause, begann früh, mit Computern zu arbeiten und zu zeichnen, weil er wusste, dass er seine Hand »auch nicht ewig bewegen kann«. Er verdiente als Teenager durch die Gestaltung von Visitenkarten und Hochzeitseinladungen sein eigenes Geld, später macht er bei einer Videospielefirma eine Ausbildung zum Mediengestalter. In einer Münchner Galerie, die er oft besucht, lernt er den New Yorker Pop-Art-Künstler James Rizzi kennen, der ihn ermutigt, eigene Bilder zu machen. Wie viele Teenager träumt Phil von der Weltkarriere und einem Loft in New York.

An der Wand seines Jugendzimmers hängen Poster von Michael Jordan, Super Mario und Snoop Dogg. Gut zehn Jahre später ging er mit dem Rapper dann auf Tour. In Amsterdam standen sie vor zehntausend Leuten gemeinsam auf einer Open-Air-Bühne. Phil bewegte seinen Rollstuhl zu den Beats und drehte sich im Kreis. Snoop rappte: »Phil the thrill in the house.« Phil sagt: »Dass es so gekommen ist, finde ich eigentlich ganz witzig.«

Phil ist kein normaler Fan. Er sucht auf Konzerten und Galas gezielt den Kontakt zu Prominenten, schenkt ihnen zum Beispiel ungefragt Kunstwerke, um so das Scheinwerferlicht auf seine eigenen Projekte zu lenken. Irgendwie fühlt er sich ihnen aber verbunden. »Leute wie Snoop oder Keith Richards leben im Ausnahmezustand und werden auch immer angestarrt, wenn sie das Haus verlassen«, sagt Phil, »die scheißen deshalb darauf, ob ich im Rollstuhl sitze. Die interessieren sich nur für deine Power.« Das ist die Frage: Wie führt man ein normales Leben, wenn einen die anderen unnormale finden?

Wird Phil von einem Kind gefragt, warum er so aussieht, wie er aussieht, warum der Körper in einem Korsett steckt, eine Sauerstoffmaske das Gesicht verdeckt und der Kopf durch eine mechanische Hebevorrichtung alle paar Minuten angehoben und wieder abgesenkt wird, was echt brutal aussieht, spricht Phil nicht über

Lungenentzündungsvorbeugung, sondern sagt: »Ich bin ein Astronaut.«

In gewisser Weise hat er recht, wie ein Astronaut ist er durch Mut und Glück und moderne Technik in einer Situation, die so von der Natur nicht vorgesehen war. Spricht man mit Freunden, Exkollegen oder Geschäftspartnern über Phil Herold, fällt irgendwann der Satz: »Und dann tauchte Phil auf. Er hatte da eigentlich gar nichts zu suchen.« Manfred Frank zum Beispiel, riesig, laut, der Basketball-Bundesliga spielte und einen VIP-Limousinenservice betreibt, bereitete die Abfahrt von Aerosmith im Hinterhof eines Frankfurter Luxushotels vor, als »Phil mit dem Rollstuhl um die Ecke kam«. Phil habe sich dann, erinnert sich Frank, mit Aerosmith-Sänger Steven Tyler unterhalten und dessen Angebot, auf eine Party mitzukommen, mit den Worten abgelehnt: »Ich bin mit den Stones unterwegs.« Seitdem hat der Geschäftsmann regelmäßigen Kontakt zu dem Künstler gehalten, aktuell reden sie über neue Vermarktungsmöglichkeiten für Phils Markenzeichen, den Philifanten (siehe Bild S. 68); vor allem aber, sagt Frank, »ist mein Tank nach jedem dieser Treffen bis zum Überlaufen voll.«

Verbringt man Zeit mit Phil Herold, lernt man viele erfolgreiche Menschen kennen, Popstars, Topmanager und Gastronomen, die gerne einen jungen Künstler unterstützen, aber auch von dem Gedanken fasziniert sind, wie das Weltbruttosozialprodukt wohl aussehen würde, wenn alle so viel Power hätten.

Im Oktober 2014 kommt die deutsche Eishockey-Nationalmannschaft in Phils Atelier. Ein krasses Bild. Der kleine Phil, ihm gegenüber die 1,90-Meter-Kampfsportler. Bundestrainer Pat Cortina will seine Spieler für ein anstehendes Turnier motivieren: »Wenn ein Mensch so etwas schafft, was kann dann ein ganzes Team erreichen?« Am Abend gewinnt die Mannschaft 3:1 gegen die Schweiz. Phil Herold kann das Spiel nicht sehen. Er wird am Parkplatz vom Sicherheitsdienst abgewiesen, weil eine Durchfahrtsgenehmigung fehlt oder der Mann findet, dass so einer da nichts zu suchen hat. Phil ist kein Inklusionsaktivist, aber er fragt sich, »warum es in Deutschland kaum eine barrierefreie Disco gibt. Darf ich nicht tanzen?« Er fragt sich, warum er für ein Flugticket bis zu zehnmal so viel zahlen muss wie die anderen Passagiere. Und warum darf einer wie er, der von einer Kunst-Factory im Sinne Warhols träumt, nicht reich werden? Behinderten, die Unterstützung vom

Sozialamt beziehen, ist in Deutschland jedoch nur ein Vermögen von 2600 Euro erlaubt. Den Rest kassiert der Staat. Ist das richtig?

Deutschland 2014 ist im Vergleich zu den 80er Jahren ein tolerantes Paradies voller Rampen und lichtsensorgesteuerten Flügeltüren, und es gibt auch immer weniger Arschlöcher. Phil aber hat große Pläne, stößt deshalb permanent an Grenzen und beweist so überhaupt deren Existenz. Normal ist man erst, wenn man sich unnormal benehmen darf.

Im Herbst des Jahres 2014 kann man aus dem Fenster von Phil Herold die Freiheitsstatue sehen. Er hat sein neues Atelier in einem ehemaligen Gewerbegebiet im Süden von München. Auf dem Flachdach gegenüber hat der Aktionskünstler Flatz den Skulpturengarten »Heaven 7« angelegt, in dem auch die New Yorker Kupferlady zitiert wird. Das Ambiente stimmt bei der Eröffnung seiner Ausstellung »Rollin' on Chrome«. Ein paar Dutzend Menschen laufen durch sein Atelierloft, vier Meter hohe Wände, Panoramafenster, auf fünf Flatscreens sind seine Selfies mit Superstars zu sehen, aus den Lautsprechern tönt »Empire State of Mind« von Jay-Z, was sonst. Phil steuert den Rollstuhl durch die Menschenmenge, er macht das auf eine breitbeinige Art und Weise, schnell, direkt, bestimmt. Er begrüßt alte Freunde, redet mit Besuchern, die immer einen Moment zögern, wenn sie dem Künstler gegenüberstehen und erschrocken auf den kleinen, verdrehten Körper herunterblicken. »Es ist für mich natürlich einfacher, Aufmerksamkeit zu bekommen«, sagt Phil, »aber ich möchte nicht, dass die Krankheit meine Story dominiert.« Dann fügt er erstaunlich gut gelaunt hinzu: »Wenn ich tot bin, erwachen meine Bilder zum Leben. Dann müssen sie nicht mit meiner Story konkurrieren.«

Aber natürlich kann man ein Kunstwerk nicht von dem Künstler trennen, der es erschaffen hat. Deshalb reden wir nach mehr als hundert Jahren noch über das Ohr von van Gogh. Jeder Mensch ist ein Lebensgesamtkunstwerk. Das gilt auch für Phil Herold, wie er da in seinem Hightechrollstuhl sitzt, in dessen Lehne die Buchstaben »PH« grünrotblaugelb blinken. Ein Kunstwerk, das für vieles steht: Science-Fiction und die bayerische Provinz, moderne Wissenschaft und Westcoast-HipHop, die Digitalisierung und die Liebe seiner Eltern, die Kraft des »Just do it« und eine Gesellschaft, die weit gekommen ist und doch so viele Fehler macht; all das ist Phil,

aber er sitzt da, dreht die Musik mit einer unmerklichen Bewegung am Discokugel-Joystick lauter und sagt: »Ich möchte einfach mein Ding machen. Behindert bin ich nur nebenbei.«